

(Nachdruck verboten.)

## 16] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Mich erstaunt solches mit nichten,“ bemerkte Florian Geyer mit rauher Stimme. „Das ist derselbe Eigennuß, dieselbe Habgucht, die das Reich von seiner Höhe so tief herabgestürzt haben. Das Reich kummert unsere Ritter, Grafen, Fürsten keinen rothen Heller. Wo für sie kein Vortheil herausluget, da kann ihretwegen selbst der Ungläubige das Reich durch Schwert und Feuer verwüsten, sie rühren keinen Finger, noch rücken sie den Daumen von ihrem Sädel.“

Der aufwartende Diener hatte mittlerweile die Tafel ergänzt und an deren oberes Ende für den Gast den Lehnstuhl vom Kamin geschoben. Der Hausherr füllte zum Willkommen die Becher. Es war köstlicher Wein, der an den sonnigen Abhängen des Marienberges bei Würzburg gedeiht, und Wendel Hipler kostete ihn mit seiner Zunge. „Ein vorzügliches Gewächs,“ bemerkte er. „Diejenigen, so ihn im Schweiß ihres Angesichts bauen, bekommen ihn leider nicht zu kosten, und so ist es mit allen guten Dingen. Sie mähen die Wiesen, pflügen die Acker, säen den Flach, reifen ihn heraus, rösten, waschen, brechen und spinnen ihn, klauben die Erbsen, brechen Möhren und Spargel — alles für die Herren. Selbst das gute Wetter ist nur für diese; denn da müssen für sie die armen Leute schaffen, mag auch auf deren Feld die Frucht im schlechten Wetter verderben.“

„Gott sei es geflagt, daß es so ist, Herr Hipler,“ pflichtete ihm die junge Frau bei, die über seinen Worten wieder in das Zimmer gekommen war, nachdem sie noch die Bereitung einer Eierpeise angeordnet hatte. „Doch jetzt bitte ich, es sich schmecken zu lassen.“

Wendel Hipler hatte einen tüchtigen Ritt gemacht, und sein Appetit bedurfte daher keiner Ermunterung. Dabei vergaß er der Unterhaltung nicht. Des Spruches eingedenk, daß Politik den Frauen leidig sei, erzählte er von der Wunderstadt, woher er eben kam, von ihren edelen Kirchen und malerischen Häusern, ihren schönen Brunnen und sonstigen Kunstschätzen in Farben, Erz und Stein. Frau Barbara, die nur das eine Stunde von Schloß Rimpfart entfernte Würzburg kannte, ließ ihm ein aufmerksames Ohr. Der Ritter hörte nur zerstreut zu; er summte die Töne nach, die der Gast vorher angeschlagen hatte; er verrieth es durch die Frage: „Und die Nürnberger, woraus sind die gemacht?“

„Ei, das sind gar kluge Leute,“ gab Herr Wendel mit einem leisen Nicken zur Antwort. „Sie mögen gern das Gute schmausen und fragen nicht danach, ob des Nachbarn Teller leer sei. Bei ihnen nützt, dem helfen sie, so es ihnen nicht Schaden bringt. Sie haben die Zünfte bei Zeiten zum Rath gelassen, so daß der Sturm, wann er kommt, an ihren Mauern sich brechen wird.“

„Und kommen wird und muß er,“ sagte der Hausherr nachdrücklich.

Der Gast zuckte mit einem bedeutungsvollen Blicke die Achseln. Es drängte ihn selbst aber zum reden. Er schob daher bald seinen Teller zurück, und als Frau Barbara die Männer bei dem Weine allein ließ, sagte er nach einem Schlückchen aus seinem Becher: „Wahrlich, mich erbarmt des Jammers der armen Leute im tiefsten Herzen, und wenn wir die günstige Gelegenheit nützen, die sich uns bietet, so ist die Stunde ihrer Befreiung nahe zur Hand.“

„Welche Gelegenheit meint Ihr?“ fragte der Ritter mit großer Spannung.

„Die Wächterschaften des vertriebenen Herzogs Ulrich, der auf dem Hohentwiel heimlich rüstet, um Württemberg wieder einzunehmen.“

„Darum weiß ich,“ bestätigte der Burgherr. „Meine Freunde, die sich nach dem Fall von Landstuhl in die Schweiz retteten, haben es mir vermeldet und mich aufgefordert, dem Herzoge mich gleichfalls anzuschließen. — Niemals!“

„Einer anderen Antwort war ich von Euch nicht vermuthend,“ gab Herr Wendel zu. „Es soll aber in Württemberg alles anders werden. Der Herzog läßt dort verkünden, daß er den armen Mann des Joches entledigen und fortan

väterlich Regiment üben werde. Er selbst reitet am Untersee und im Schwarzwald um und thut leufselig mit den Bauern.“

„Es mag ihm freilich gleichgiltig sein, ob ihm Stiefel oder Schuh, Edelmann oder Bauer wieder zur Herrschaft hilft,“ rief Florian Geyer mit gerunzelter Stirn. „Aber er und das Volk befreien! Er, dessen ganze Herrschaft eine Kette von maßlosen Bedrückungen, Schlechtigkeiten und Verbrechen war! Bildet er sich etwan ein, daß die Württemberger die Grausamkeit vergessen haben, mit der er die Bauern im Remsthal straste, als sie die Noth zum Bund des armen Konrad zwang? Daß vergessen ist seine nimmerfatte Vergnügnungs- und Branksucht, die ihn gewissenlos nach allen Mitteln greifen ließ und das Land fast an den Bettelstab brachte? Vergessen, wie er das Gewicht und das Geld fälste, das Recht bog und mit allen Knechten Schacher trieb? Vergessen der feige Meuchelmord, den er an seinem Freunde, dem Better Hutten's beging, weil ihn nach dessen schönem Weib gelüstete? Vergessen seine ganze Wüthheit, die aus Württemberg ein Sodom und Gomorra machte, so daß sein Gemahl zu den Thürigen in Bayern flüchten mußte? Kann das alles vergessen sein, wenn auch trotz der furchtbaren Anklagschrift Ulrichs von Hutten das Ohr der Gerechtigkeit taub blieb?“

„Es wäre auch taub geblieben wegen seines Ueberfalles von Neulingen, nur daß von den Herren keiner dem anderen den fetten Bissen gönnte,“ antwortete Wendel Hipler gelassen. „Ob die Württemberger etwas von alle dem vergessen haben, ist mir nicht bekannt. Vielleicht nicht. Dennoch wird dort Bauer und Bürger sich für ihn erheben, sobald er das Zeichen giebt. Die Hoffnungen der Unglücklichen sind leicht erregt und die österreichische Herrschaft ist in Stadt und Land über die Maßen verhaßt. Und weil es dem Haupte Oesterreich gilt, darum giebt dessen alter Widersacher König Franz das Geld zu den Rüstungen des Herzogs, und die Vororte der Eidgenossen haben ihm Zuzug versprochen. Oder vermeinet Ihr etwa, Herr Ritter, daß der Herzog die französischen Kronen nicht nehmen sollte? Ei, es ist ihm bei der letzten Kaiserwahl manch deutscher Kurfürst mit seinem Beispiel vorausgegangen und hat das französische Geld ohne Gewissensbisse eingesteckt, um für den welschen Franz gegen den hispanischen Habsburger Karl zu stimmen.“

„Man müßte sich fürwahr fast schämen, ein Deutscher zu sein,“ knirschte Florian Geyer. „Wenn der Herzog über keine weiteren Hilfsmittel verfügt, als die von Euch erwähnten, Herr Wendel, dann wird er sich auf seinem wiedergewonnenen Stuhl nicht lange zu behaupten vermögen, so geschickt er seine Zeit abgepaßt hat. Der Grundbesitzer hat den Sommer über allerwärts im Reich die Werbepatente umschlagen lassen, und was von Lanzknechten müßig ging oder unlustig zur Arbeit war, ist dem Kalbsfell zugelaufen und über die Alpen geschickt. Was mit dem Herzog, wann in der Lombardei der alte Span zwischen Deutschland und Frankreich ausgefochten ist?“

„Ihr habet den Punkt berührt, der für uns von Wichtigkeit ist; was kummerten uns sonst die Wächterschaften des Herzogs?“ erwiderte der ehemalige Kanzler. „Worauf er sonst zählt, das ist die Verzweiflung der armen Leute im ganzen Reich. Ueberall glimmen die Kohlen unter der Asche und seine Unterhändler blasen sie allerwärts geschäftig an, vom Schwarzwald bis zum Böhmerwald. Des Herzogs gar geschickter Kanzler, der Ritter und Doktor Fuchsstein —“

„Hat sich zu Kaufbeuren als Prediger des Evangeliums und Anwalt der Bauern aufgethan,“ unterbrach ihn Herr Florian. „Das weiß ich. Er sitzt dort inmitten der Wächterschaften des Bischofs von Augsburg, des Fürstbistums von Kempten, des Abts von Irsee und vieler weltlicher und geistlicher Herren zwischen Iller, Lech und Donau, hart an Baierns Grenze.“

„Dessen Herzöge von Böhmeim und Schwaben her zugleich angegriffen werden sollen, um sich zwischen sie und den Schwäbischen Bund zu schieben,“ ergänzte Wendel Hipler.

„Ich hab's mir gedacht,“ sagte der Burgherr. „Aber Ihr wiisset es, wie es scheint, genau.“

„Wie ich von Hause auf Nürnberg ritt, traf ich zu Heilbronn im Falken den Ritter Stephan von Menzingen, der nach Rothenburg wollte,“ erklärte der Gast mit einem feinen Lächeln.

„Den Menzingen?“ rief Florian Geher überrascht. „Den Menzingen, der damals den Abjagebrief des Herzogs Ulrich an den Schwäbischen Bund mit unterzeichnet hat und in dessen Gut des Herzogs Kinder auf Hohentübingen zurückblieben? Und der ging nach Rothenburg trotz seiner Händel mit dem dortigen Rathe?“

„Derjelbe,“ bestätigte Wendel Gipler. „Er hat sich zu Recht erboten und der Rath ihm freies Geleit gewährt. Borerst ging er nach Reinsburg, um die Seinigen abzuholen, damit er in Rothenburg völlig unverdächtig erscheine. Beim Becher gab ein Wort das andere; ich hehlte ihm nicht, daß ich den Grafen von Hohenlohe zu Berk schneide, wo ich kann, und er ging offen mit der Sprache gegen mich heraus. Mit den Frühlingstürmen gedenket der Herzog von Hohentübel vorzuberechen. Lodert alsdann der Brand überall im Reiche auf, dann werden die Herren ein jeder für sich sattfam zu schaffen haben, so daß sie dem Herzog keinen Widerstand zu thun vermögen.“

„Und an solch' gewaltigem Feuer gedenket der Herzog sein Süpplein zu kochen?“ höhnlachte Herr Florian. „Ja, fürchtet er denn nicht, daß der Topf auskocht, ehe daß die Suppe gar ist?“

Wendel Gipler sah ihn mit einem schlaunen Blicke an und sprach: „Er kennt wohl nicht das weise Sprüchlein des Kardinals von Cusa. Es lautet zu deutsch: Als wie die Fürsten das Reich verschlingen, also werden die Völker die Fürsten verschlingen. Mag der Herzog den Wurf wagen, der Gewinn ist des Volkes.“

Er schänkte sich ein und trank in kleinen Zügen. Florian Geher saß in Nachdenken versunken. Dann stand er auf und schritt hin und her. Nach einer Weile blieb er vor dem Gaste stehen und sagte mit verdüsterten Mienen: „Ich müßte es als einen Verrath an der Freiheit schätzen, wenn wir die günstige Gelegenheit, so der Herzog schafft, nicht nützen wollten. Wir dürfen seinen Wurf nicht verhindern, wie es mich aber verdrießet, daß wir unsere reine Sache von seinem falschen Spiel nicht sondern können, ich kann es Euch nicht sagen.“ Wieder durchsah er das Zimmer einige Male. „Aber es muß sein,“ schloß er, indem er stehen blieb und den Kopf emporwarf. „Frisch ans Werk, um den Kampf nach unserem Ziele zu lenken.“

„Ich ehre Eure Gesinnung,“ erwiderte der Gast mit einer Reigung seines geistvollen Kopfes. „Der Erfolg kann uns nicht fehlen. Denn wir haben nicht allein die Bauern für uns, die der neue Glauben zum Gefühl ihrer Menschenwürde erweckt hat, so daß sie die bislang erduldeten Noth und Knechtschaft wie einen Feuerbrand in ihrem Herzen empfinden. Auch die Bürgerschaft, insonderheit der freien Reichsstädte, wird zu uns stehen. Sie ist der Geschlechterherrschaft müde, und Handwerk und Handel brauchen freie Ellenbogen, um sich nach Kräften zu rühren, und vor allen Dingen fürchten sie die mit allen Mitteln immer weiter um sich greifende Macht der Fürsten. Unsere Aufgabe ist, Raum zu schaffen für den Neubau des Reiches, der ein Tempel werden soll der Freiheit Aller!“

„Mein Schwert ist des Volkes,“ sprach Herr Florian aus tiefer Brust.

„Wie die scharfe Feder Weigand's,“ fügte Wendel Gipler hinzu. „Geseget sei diese Stunde, Herr Geher von Geyersberg. Frisch an's Werk denn!“

Er faßte die schwertgewohnte Hand des Ritters mit starkem Drucke und erhob sich zum Abschied.

### Siebentes Kapitel.

Der Wächter auf dem Rathhausthurm hatte eben die neunte Abendstunde angeschlagen, als aus einem der ansehnlichen Häuser auf dem Kapellenplatze eine vermunimte Gestalt trat. Sie hatte des Mantels und des über die Stirn herabgeschlagenen Varettrandes nicht bedurft, um unerkannt zu bleiben. Denn die Sterne, die wie Juwelen am klaren Winterhimmel leuchteten und funkelten, erhellten allein die Straßen, eine andere Beleuchtung besaß Rothenburg nicht, und in den Erdgeschossen der Häuser waren überall die Fensterläden geschlossen. Nur selten brannte hinter denselben noch ein Licht. Die Stadt schlief bereits, und der nächtliche Wanderer, der bei der Marienkapelle am oberen Ende des länglichen Platzes in die Stollengasse und weiter abwärts zur Rechten in die Rosengasse bog, begegnete keinem Menschen. Aus der Ferne nur klang der Schritt der Scharwache durch die Stille. Der Vermunimte hielt sich auf der Straßenmitte, da

an den Häusern vorpringende Stufen, Kellerhölse und Schweineföden bedenkliche Hindernisse in der Dunkelheit boten. Auch war man an den Häusern vor plötzlichen Sturzbädern bedenklicher Art aus den Fenstern nicht sicher. Etwa in der Hälfte der Rosengasse wandte der Verhüllte sich links in die Hofstatt, an deren Ende ein Thurm der Stadtmauer unheimlich zum Sternenhimmel deutete. Vor einem schmalen Hause blieb er stehen und klopfte leise dreimal an den Fensterladen neben der Hausthür. Gleich darauf ward diese ohne Geräusch geöffnet und ebenso hinter dem Eintretenden geschlossen.

„Ist er gekommen, Meister Etzlich?“ fragte der späte Besuch mit gedämpfter Stimme im Flur, auf den ein Lichtschein aus einer offenen Stubenthür fiel.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Warum Knoblich konservativ wählte.

Alle Bewohner der kleinen Straße ließen bei ihm ihre Fußhüllen fliden. Neue Schuhe bestellte niemand bei ihm. Wenn sich wirklich einer der jungen Maschinenbauer, die in seiner Nachbarschaft in Schlafstelle lagen, ein Paar Stiefel extra anfertigen ließ, diese Einzelteil kam dem jungen Mann theuer zu stehen. Denn aus seinen Langstiefeln wurden unter Knoblich's Händen kernige Chaussees-Trittchen. Knoblich wollte nun einmal seine Kunden auf großem Fuße leben lassen. Das alles schadete dem Schuster durchaus nicht. Der Spott fiel allein auf den Besteller.

In einer Sache war Knoblich ein unerreichter Meister. Er verstand es, wie kein zweiter, die Wunden zu heilen, die Alter und Strapazen den Fußhüllen geschlagen hatten. Und das will etwas bedeuten in einer Gegend, die nur von den Eisenbahnarbeitern des ganz in der Nähe liegenden Güterbahnhofes mit seiner großen Reparaturwerkstatt bewohnt wurde. Ein Endchen weiter hinter dem mit Gras bewachsenen Sandhügel und dem kleinen, dürrigen Judenkirchhof lag wohl noch eine Villa. Aber der Landrath, der dort mit einigen Schreibern und seiner Familie wohnte, fuhr stets auf den alten, zu Anlagen umgewandelten Wällen in die Stadt und kaufte in den Geschäften am Marktplatz, wo alle, die sich zur „Gesellschaft“ rechneten, ihre Waare holten. Trotzdem er schon drei Jahre in der Villa vor dem Mühlenhor wohnte, und der Weg durch die Eisenbahnstraße viel kürzer war, als der an den Wällen entlang, war er bis jetzt noch nicht ein einziges Mal durch die Eisenbahnstraße gekommen.

Die Arbeiter machten sich auch garnichts daraus. Sie sehnten sich durchaus nicht darnach, die kurze, gedrungene Gestalt mit dem weinrothen Kopf und den kleinen verschwommenen Augen zu sehen. Sie hörten so schon immer mehr von ihm, als seinem Ansehen bei ihnen zuträglich war. Sie wollten nicht glauben, daß ihnen die Anwesenheit der Genarmen, die er in ihre Versammlungen und zu ihren Mai-Ausflügen schickte, nützlich sei, als wenn diese auf Spitzbuben und Messerhelden gefahndet hätten. Wenn des Abends die jungen Leute ihre durchgelaufenen Schuhe zu Knoblich brachten, war der Schuster immer einer der eifrigsten beim Aufzählen aller Morde, Brandstiftungen und Spitzbübereien, die noch unaufgeklärt, ungehört waren. Die Haden glättend und in seiner breiten Weise lachend, meinte er: „Ja, dazu hat unsre Polizei auch keine Zeit nicht! Die muß sich doch vor allem darum kümmern, daß unsereins kein Schild nicht'n Zentimeter zu hoch und ein Sonnendach fünf Millimeter zu niedrig hängt. Und dann, was soll denn nur der liebe Gott denken, wenn mal Sonntags vormittags zwei Minuten nach zehn der Schau fenster noch nicht verhängt ist? Jedem frommen Menschen muß ja die Schamröthe ins Gesicht steigen, wenn er dann noch Schuhe und Strümpfe so offen, so unverhüllt und unteufch daliegen sieht. Es giebt zwar Menschen, die behaupten, die Straßenpassanten trügen auch so lästerliches Zeug wie Schuhe und Kleider, und eine sonntäglich gepußte Kirchengängerin könne den gottgefälligen Sinn mit ihren Heiligen-Augen viel mehr nach dem Sündigen lenken, als ein unverhängtes Schuhwaarenlager — aber die Obrigkeit thut ganz gewiß immer das Rechte. . . . Leider ist es schon mal so: Die meisten Menschen wollen nicht einsehen, daß die Obrigkeit immer das Beste für sie dhut und daß sie allene weiß, wat zu dhun ist. . . . Ja, wenn die Obrigkeit man freisinniger wäre, dann sollte das schon anders sein. Aber sie dhut man nichts für den kleinen Mann. Alle Gejeze machen uns nur Scherereien. Aber, wenn erst die Freisinnigen in der Regierung sind, denn wird det anders.“

Die jungen Leute widerprachen ihm dann wohl: „Auch die Freisinnigen kümmern sich um Euch Handwerksmeister bloß wenn die Wahlen vor der Thür sind. Sonst aber treten sie nur für die Großtaufleute ein.“

Dann warf der Meister Knoblich seinen Hammer oder das kurze Lebermesser auf den Tisch, sein Kopf schwoh an, so daß er in dem Licht der Schusterfugel ganz roth aussah, und sagte mit erstickender Stimme: „Das ist nicht wahr! Die Freisinnigen treten immer gegen das Junker- und Polizeiregiment ein! Sie wollen jeden

## Kleines Feuilleton.

Menschen leben lassen und werden auch dafür sorgen, daß das Handwerk wieder zu Ehren kommt. Ein Handwerker muß nur was Nütziges können, ein Paar Schuhe müssen unter seinen Händen ein Kunstwerk werden, dann wird's ihm schon gut gehen, wenn ihm die Polizei nicht so viel Schereien macht. Seht Ihr, was ein rechter Bürgersmann ist, der bestellt sich seine Stiefel beim Schuster. Aber Ihr und die Beamten und Landräthe, die laufen immer in die feinen Geschäfte . . . Wenn man erst die Freisinnigen in die Regierung kommen! . . . denn die sind doch regierungsfähig! Aber Ihr?! . . . Ja, denn wird det anders, als jetzt mit den Landräthen!"

Wenn er auf dem Spaziergang, den er jeden Sonntag Nachmittag mit seinen sechs Kindern machte, an dem Garten der Landrathsvilla vorüberkam, zeigte er ihnen die Siesia haltende oder im Schatten spielende Familie und wies auf den Sandhügel hin: "Seht Ihr, diesen ausgedörrten heißen Fleck lassen sie Euch zum Spielen. Dabei könnten in dem Garten sich noch 'ne ganze Menge Kinder tummeln. Und das ist doch Staatseigenthum! Ja, wenn da so 'n freisinniger Bürgersmann drin wäre, der immer mit dem Volke gelebt hat, der würde schon die Gartenthüre für die armen Leute öffnen. Der würde auch den Weg über den Sandhügel nicht scheuen, um bei Eurem Vater sein Schuhwerk machen zu lassen. Und dann könnte ich doch zeigen, was für seine Stiefeletten ich machen kann. Und dann würde es uns anders gehen. Dann könnten wir uns bald ein Haus kaufen, denn alle feinen Leute würden nur zu Eurem Vater kommen."

Also hatte der Schuhmachermeister geredet. Da kam die Wahlzeit. Als rühriger Fortschrittsmann ging er in die Versammlungen der Konserватiven, um ihnen ihre Sünden vorzuhalten. Am heftigsten wurde er, als der Landrath selbst in Busse's Salon auftrat. Da warf Knoblich ihm vor, daß er sich garnicht um das Fortkommen der kleinen Leute bemühe, sondern sie nur fortwährend durch die Polizei schikanire. "Bei Euch Konservativen sind wir kleinen Gewerbetreibenden schlecht aufgehoben!" Damit trat er, von der ungewohnten Anstrengung schwer leuchtend, auf seinen Platz zurück. Seine Kollegen klatschten ihm heftig Beifall. Da verschwand das überlegene, wohlwollende Lächeln des Herrn Landraths, und er sprach sich sehr eingehend mit dem Vorsitzenden der Versammlung. Dann stand er mit der alten, amtlichen, verständnißhinnigen Miene auf und versprach, von jetzt an „ganz besonders“ für die kleinen Gewerbetreibenden eintreten zu wollen. Aber die Handwerksmeister verließen mit ihrem Vorkämpfer, dem Herrn Meister Knoblich, ungläubig und unwirsch den Saal.

Am nächsten Vormittag knappten die eilenden Hufe zweier Equipagenpferde durch die Eisenbahnstraße. Die in den Läden einkaufenden Frauen sahen erstaunt hinaus; hier hörte man sonst nur den langsamen Trott von Last- und Ackerbürgerwagen, und nun mit einem Male eine Equipage! Und, o Wunder! Der Landrath stieg bei Knoblich aus.

Als am Abend mehrere Arbeiter ihre Stiefel, wie verabredet war, holen wollten, sagte Knoblich ganz kühl: „Ja, da stehen sie noch; ich habe jetzt keine Zeit dazu. Erst muß ich des Herrn Landraths Stiefel machen!" Er beugte sich über ein großes Stück Leder und rechnete und maß, und maß und rechnete.

Das arbeitende Volk hatte mittheiliges Nachsehen, wie es bei Unglücklichen und Kranken stets gutmüthig die tollsten Streiche verzeiht. Zwar verlangte es, durch zu lange Wartezeit ungeduldig geworden, sein Recht. Es erinnerte den Meister Knoblich daran, daß er nur durch die Arbeiter existire; ein junger Mann meinte sogar, Knoblich habe darum die Pflicht, es auch bei der Wahl mit den Arbeitern zu halten. Dann würde es auch ihm besser gehen. Aber Knoblich meinte, er wisse, was er zu thun habe. Der Landrath sei ein feiner Mann, der sich mit dem kleinen Mann, der müsse gewählt werden. Und diese Meinung konnte er auch leicht seinen Kollegen beibringen, die, wie alle Spießbürger, immer dem ihrer Kameraden folgen, der den größten Mund hat, und die der Meinung sind, wer viel redet, denkt auch. Und es ist ihnen ganz bequem, so einen zu haben, der für sie denkt.

So kam es, daß die Freisinnigen diesmal nicht durchlamen, sondern der Landrath. Das heißt, er kam wenigstens in die Stichwahl mit dem Arbeiterkandidaten. Das machten des Herrn Landraths neue Stiefel.

Da nun aber für die Stichwahlen nichts zu befürchten ist, lassen die Arbeiter in ihrer schon erwähnten Rücksicht immer noch ruhig ihre Schuhe bei dem Meister Knoblich fliden. Selbstverständlich hat er sich nicht nur im Innern verändert; auch das Äußere drückt seine konservative Bestimmung aus: Sein runder, struppiger Fortschrittsbart ist gefallen. Nur der Schurrbart strebt, ähnlich wie bei dem Herrn Landrath und Hauptmann der Reserve, wie zwei breite Malerpinsel von den Waden in die Luft. Am meisten kränkt es dem Meister Knoblich, daß er keinem Kriegerverein beitreten kann. Das wäre sein größter Stolz, so mit dem Zylinder, den Schießprügel über der Schulter, in Reih' und Glied durch die Straßen ziehen zu können. Aber leider ist er in seiner Lehrzeit so dumm gewesen, sich seinen Zeigefinger halb abzuschneiden. Nun muß er sein Schicksal schon in Geduld tragen.

Kürzlich ging eine ganz gemeine Verleumdung durch die Stadt: Der Antiker des Landraths, ein riesengroßer Kerl, trage die Stiefel, die Meister Knoblich dem Landrath angemessen hatte. Das ist selbstverständlich nichts wie eine Verleumdung, ja Verleumdung! —

Hans Ostwald.

ed. Religion und Geschäft. „Wir möchten gern ein Boot mietzen," sagten drei Touristen zu einem schottischen Bootverleiher, der zu ihrem Leidwesen gerade in dem Augenblick, als sie bei seinem Häuschen anlangten, dasselbe abschloß, um sich im Festigewand und mit einem umfangreichen Gesangbuch bewaffnet, in die Kirche zu begeben.

„Am Sonntag! Unmöglich!" sagte der fromme Mann tief entsetzt, „umso unmöglicher, als ich Kirchenältester bin."

„Wär's denn aber wirklich garnicht zu machen?" legten die Auserlustigen sich aufs Bitten. „Nicht für Geld und gute Worte? Wir zahlen das Doppelte von dem sonst gebräuchlichen Satz."

Der Kirchgänger dachte ein wenig nach und sah sich dann vorsichtig nach allen Seiten um.

„In jener Bucht liegt ein Boot," sagte er mit gedämpfter Stimme. „Lösen Sie es ab und fahren Sie ohne Umstände davon. Ich werde hinter Ihnen her schimpfen; aber lehren Sie sich nicht daran. Morgen früh komme ich in Ihr Gasthaus und hole mir das Mietzsgeld ab."

Und die drei Reisenden hatten eine sehr vergnügte Bootsfahrt, trotz des Hagels von Schimpfworten, die der fromme Kirchenälteste zum Schein hinter ihnen her schleuderte. Und pünktlich am andern Morgen stellte sich der Fromme im Gasthause ein, um sein Geld in Empfang zu nehmen. —

### Kunst.

— Der jüngst verstorbene englische Maler Burne-Jones war mit William Morris eng befreundet. Im Exter Kollege zu Oxford schloß er mit dem jungen Morris, der dort ebenfalls theologischen Studien oblag, eine Freundschaft, die ihr Leben hindurch währte und sie oft zu gemeinsamer, künstlerischer Thätigkeit verband. In der „Clarendon Press" in Oxford sahen beide Abdrücke von Werken der Präraffaeliten, namentlich von Holman Hunt und Rossetti, durch die sie so begeistert wurden, daß sie zu Weihnachten 1855 nach London pilgerten, um Rossetti kennen zu lernen. Burne-Jones sah Rossetti im Arbeiter-Kollegium Zeichenunterricht erteilen, scheute sich aber, ihn anzusprechen; schließlich lernte er ihn aber durch Vermittelung eines Freundes kennen, und nachdem Rossetti die zeichnerischen Versuche des jungen Studenten gesehen, gab er ihm den Rath, die theologischen Studien aufzugeben. Fortan lebte Burne-Jones mit William Morris zusammen in London, beide mit künstlerischen Studien beschäftigt. Von Morris, der dem modernen englischen Kunstgewerbe die Wege wies, wurde Burne-Jones zu dekorativen Arbeiten angeregt. Er lieferte Zeichnungen für Tapeten, Stickerien und hat selbst in Metall gearbeitet. Seine weithin verbreiteten Glasmalereien wurden früher bereits erwähnt. Auch zahlreiche Illustrationen für Bücher hat er entworfen. Mit Morris zusammen schuf er die berühmte Ausgabe Chaucers, ein Wunderwerk der Kelmskottpresse. —

### Archäologisches.

— Ein für die Geschichte der malerischen Technik bedeutender Fund ist dieser Tage in Fern-Saint-Humbert im Limburgischen in der Nähe einer alten römischen Straße von dem belgischen Archäologen Huybrigs gemacht worden. Er deckte nämlich ein römisches Grab aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert auf, welches offenbar einem Manne angehört, der gleichzeitig das Krieger- und Malerhandwerk ausübte. Neben zahlreichen Waffen und Bronzegeräthen aller Art, einem aus 1500 blauen, hellgrünen und dunkelgrünen Glasperlen zusammengesetzten Halsband mit Verzierungen fand man nämlich 20 kleine Bronzenäpfe mit Farbe darin, 20 gut erhaltene Pinsel und mehr als 150 Farbestücke in allen möglichen Nuancen. Sicherlich werden einige dieser Farbenproben alsbald Chemikern zur Prüfung übergeben werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die vielumstrittene Frage, mit was für Stoffen die Alten eigentlich gemalt haben, nunmehr eine Lösung finden wird. —

### Psychologisches.

f. Ist der Wahnsinn ansteckend? Einen interessanten Fall von psychischer Infektion und induziertem Irresein theilt Kiedel in der „Wiertsjahrschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen" mit: Ein Paranoiker überträgt seine Krankheit in völlig gleicher Form auf seine erblich nicht belastete Ehefrau, die wegen hallucinatorischer Paranoia mit Wahnideen in eine Irrenanstalt gebracht werden muß, und auch der Knabe der Eheleute zeigte bereits Symptome einer psychischen Beeinflussung. Die Mittheilung dieses Falles lehrt von neuem, daß die Möglichkeit psychischer Infektion sowohl in der Form kritischer Uebernahme der Wahnideen des aktiven Partners, als auch selbständiger Weiterentwicklung derselben vorhanden ist. —

### Aus dem Gebiet der Chemie.

— Das Jubiläum des Chlorkalks. Es sind gerade 100 Jahre verflossen, seitdem sich der Engländer Charles Tennant seine hochbedeutende Entdeckung, das Chlor in großen Mengen an Kali zu binden und daraus eine Bleichflüssigkeit zu bereiten, in Glasgow patentiren ließ (das englische Patent stammt erst vom 30. April 1799). Von diesem Ereigniß an beginnt die eigentliche Entwicklung der chemischen Großindustrie. Welch riesige Fortschritte dieselbe im Laufe des verflossenen Jahrhunderts gemacht

hat, kann kaum an einem Beispiele eindringlicher gezeigt werden als an der Geschichte der künstlichen Fleischmittel. Tennant gab damals folgendes Verfahren an: „Man löse in einem Gefäß von 140 Kannen Weinnähe 30 Pfund gewöhnlichen Salzes oder anderen Stoffes auf, welche nur den Zweck haben sollen, das Wasser spezifisch schwerer zu machen, damit es auf diese Weise den Kalk, der nachher hinzugefügt wird, in gleichmäßiger Vertheilung aufnehmen kann. Ist dieses Salz gelöst, so füge man 60 Pfund feingepulverten Aehlfalt hinzu, und in die Retorte des Apparates bringe man 30 Pfund Mangan mit 30 Pfund gewöhnlichen Salzes gemischt hinein. Auf diese Mischung gieße man 30 Pfd. Vitriolöl, das vorher mit dem gleichen Gewicht Wasser verdünnt worden ist. Das unter Erhitzen sich bildende Gas wird in das erste Gefäß geleitet, wo es vom Kalk aufgenommen wird. Später erhielt Tennant ein zweites Patent zur Herstellung von Chlorverbindungen in trockener Pulverform, aus denen Fleischmittel „mit nur geringen Kosten“ erzeugt werden sollten. Man vergleiche mit diesem umständlichen Verfahren das spätere Verfahren zur Chlorbereitung aus Braunstein und Salzsäure. Dann folgte die bedeutende Erfindung Weldon's, nach welcher das Manganerz immer wieder benutzt werden konnte. In allerneuester Zeit werden alle diese Verfahren durch die direkte Zerlegung von Kochsalz ohne Bildung von Salzsäure durch den elektrischen Strom übersügelt, wodurch die schnellste und jetzt auch bereits billigste Herstellung von Fleischflüssigkeit ermöglicht wird. —

— „Metargon“ und „Neon“. Aus London wird der „Frankf. Ztg.“ unterm 18. Juni berichtet: Schon vor einiger Zeit kündigten Professor Ramsay und sein Mitarbeiter Morris der wissenschaftlichen Welt nach der Entdeckung des „Kryptons“ an, daß sie noch einem Element in der Atmosphäre auf der Spur seien. Am Freitag konnte Prof. Ramsay der „Royal Society“ mittheilen, daß er und sein Kollege nicht ein, sondern zwei neue Gase entdeckt hätten. Eine ganz reine Darstellung der beiden neuen Elemente scheint bis jetzt nicht gelingen zu sein; das dürfte noch viele Arbeit in Anspruch nehmen. Die Existenz der beiden Gase aber ist festgestellt. Die Entdeckung wurde gemacht, als Professor Ramsay flüssiges Argon verdampfte. Eins von den beiden neuen Gasen blieb in krySTALLISIRTEM Zustand zurück. Bei langsamer Verdampfung zeigte sich die Gasnatur. Es zeigte ein dem Argon ähnliches Spektrum. Professor Ramsay nennt es daher „Metargon“. Das andere Gas zeigte eine glänzende Flamme im luftleeren Raum. Es besitzt ein schönes, rothes und gelbes Spektrum; die Dichte ist etwa 12 bis 13, wahrscheinlich eher geringer. Die Zahl würde die leere Stelle in der Reihe der Elemente ausfüllen. Das letztere Gas hat Professor Ramsay „Neon“ getauft. Es bildet einen unendlich kleinen Theil der Atmosphäre. —

**Astronomisches.**

10. Nach einem Telegramm an die „Astronomischen Nachrichten“ aus Melbourne ist der berühmte Ende'sche Komet, dessen Wiederkehr für dieses Jahr erwartet wurde, von dem Astronomen Lebbatt an der Sternwarte zu Windsor in Australien am 11. Juni wieder aufgefunden worden. Der Haarf Stern wurde fast genau auf der nach den besten Berechnungen zu erwartenden Stelle gefunden, der Fehler in der Angabe der Rechnung betrug nur 10 Sekunden in Geradaufsteigung und 5,2 Sekunden in Deklination. Die Nachricht wurde sofort allen Sternwarten der südlichen Halbkugel mitgetheilt, damit sich möglichst zahlreiche Beobachtungen auf diesen Kometen vereinigen. Von den Kometen mit kurzer Umlaufzeit ist der Ende'sche Komet einer der am längsten bekannten. Schon im Jahre 1786 wurde er bemerkt und auch 1795 und 1805 beobachtet. Allgemeines Interesse aber erweckte das Gestirn erst, seitdem der damalige Direktor der Berliner Sternwarte Professor Ende sich mit der Berechnung dieses Kometen beschäftigt hatte. Während die ersten Beobachtungen nur ungenau gewesen waren und keinen Schluß darauf zuließen, daß es sich um einen und denselben Kometen handelte, gelang es dem Astronomen Pons, der den Kometen 1818 wieder fand, dessen Identität wenigstens mit dem Kometen von 1805 nachzuweisen. Man wußte aber noch immer nicht, ob sich der Komet in 18 oder in weniger Jahren einmal um die Sonne bewegte. Ende stellte nun in einer mustergiltigen Untersuchung fest, daß die Umlaufzeit etwa 1200 Tage (3 1/3 Jahre) betrage und daß es sich auch schon bei den Beobachtungen von 1786 und 1795 um denselben Kometen gehandelt hätte. Eine so kurze Umlaufzeit war für einen Kometen in der Astronomie etwas ganz Neues. Noch berühmter wurde der Komet durch eine von Ende an seine weiteren Berechnungen angeknüpfte Theorie, durch die er eine vermeintlich ermittelte Abnahme der Umlaufzeit erklären wollte. Es sollte nämlich danach der Weltraum von einem außerordentlich dünnen Stoffe erfüllt sein, der dem Lauf des Kometen Widerstand entgegensetzte, dadurch die Anziehungskraft der Sonne auf denselben stärker wirken ließe und in Folge dessen die Geschwindigkeit des Gestirns vermehrte. Diese berühmte Theorie Ende's von dem „widerstehenden Mittel“ im Weltraume ist jedoch nach den neuesten Untersuchungen aufgegeben worden. —

**Technisches.**

— Die elektrische Lokomotive für die Jungfrau-Bahn wird die stärkste Zahnrad-Lokomotive sein, die je gebaut worden ist. Sie ist dazu bestimmt, die Wagen auf den steilsten Strecken zu befördern. Die Stromleitung geschieht ober-

irdisch. Die Motoren der Maschine sind im Passagierwagen selbst angebracht. Man erreicht dadurch eine größere Adhäsion der Treibräder an den Schienen, und das Herauspringen des Zahnrades aus der zwischen den Schienen liegenden Zahnstange wird vermieden. Das Wagengestell hat zwei Tragachsen und zwei Treibachsen, welche zwischen jenen liegen und auf denen die Zahnräder feststehen. Zwei Elektromotoren, jeder von 125 Pferdestärken bei 800 Umdrehungen in der Minute, setzen durch doppelte Ueberlegungen die Zahnräder in Bewegung. Die Leistung kann aber bis auf 300 Pferdestärken (285 Kilowatt) gesteigert werden. Die Spannung des Stromes beträgt 500 Volt. Die Bolzen der Zahnstange bestehen aus Aluminiumbronze, die Lauf- und Zahnräder aus Gußstahl. Die letzteren werden so groß als möglich gemacht, um einen guten Eingriff der Zähne in die Stange zu gestatten und möglichst wenig Reibung zu verursachen. Für eine Verglotomotive spielen natürlich Bremsen eine Hauptrolle. Die hier beschriebene Maschine trägt Vorrichtungen, die auf drei Arten wirken können: eine elektrische Bremse, welche auf die Treibwellen wirken kann, wenn der Strom durch die Motoren geht, eine Handbremse, die ebenfalls auf den Treibmechanismus drückt, und eine dritte Bremse, die mittelst Räder die Schienen umfaßt und vom Aufsichtspersonale der Wagen leicht in Bewegung gesetzt werden kann. —

**Humoristisches.**

— Ein Testament. Alte Dame zum Notar: „Also schreiben Sie: Zum Andenken an meinen seligen Gatten vermach ich mein gesamtes Vermögen der nationalliberalen Parteiklasse unter der Bedingung, daß diese Partei meinen Mops Fido bis an sein zeitliches Ende in liebevolle Pflege nimmt und täglich eine Stunde lang spazieren führt.“ —  
 — Der Reserve-Offizier. Lieutenant zu einem eingerückten Kameraden von der Reserve: „Ja, der Richterberuf ist kolossal interessant. Man hat ja die alten Beziehungen zu seinem Korps und die intime Fühlung mit dem Militär.“ —  
 — Ein kleines Mißverständnis. Besucher: „Aber was ist denn los, gnädige Frau, man sieht ja gar nichts mehr von Ihnen?“ — Junge Frau, deren Blouje bis zu den Ohrläppchen hinaufreicht: „Ach ja, mein Mann erlaubt mir nicht mehr, mich zu desolletiren.“ („Simplicissimus“.)

**Vermischtes vom Tage.**

y. Aus Hamburg werden zwei deutsche Schiffe als verschollen gemeldet: das hamburgische Stahlschiff „Thekla“, das mit 26 Mann Besatzung am 4. Februar d. J. von Keith nach Rio de Janeiro abgegangen ist, und das bremische Schiff „Lina“, das am 1. November 1897 von Desterro (Brasilien) nach Rangoon in See ging. —  
 — Bei Weichenhof (Schlesien) überfuhr ein Personenzug ein ländliches Gespann; eine Person wurde getödtet, eine andere schwer verletzt. —  
 — In Görlik ging ein sechzehnjähriges Lehrlingmädchen in die Reife, weil es von zwei Kolleginnen des Diebstahls eines Paares Handschuhe beschuldigt wurde. —  
 — Drei Schiffer aus Altrip, welche mit einem schwer beladenen Riesnach zu Thal fuhren, erlitten unter der Rheinbrücke in Ludwigshafen Havarie. Der Nachen verlor sich mit ihm zwei der Schiffer. Der dritte hielt sich an einem Stellbord so lange fest, bis er gerettet werden konnte. —  
 — Eine Reihe von Arbeiterhäusern, die sogenannte „Kaserne“, in Memmingen steht in Flammen. 16 Familien sind obdachlos. —  
 — Die Thomasschladen-Mühle in Diedenhausen ist vollständig niedergebrannt. Der Schaden ist bedeutend. —  
 — Ein Student aus München stürzte im Kaisergebirge ab und war sofort todt. —  
 — Brüssel zählt mit seinen Vororten nach den neuesten statistischen Erhebungen gegenwärtig 551 000 Einwohner. —  
 — Nach dem Genuß von Gefrorenem, das ein Italiener auf der Straße verkaufte, erkrankten in Antwerpen 36 Personen unter Vergiftungserscheinungen. Zwei von ihnen sind bereits gestorben, andere schweben in Lebensgefahr. —  
 — In Antwerpen wurde ein Denkmal Darwin's entführt. —  
 — Ein Manuskript J. J. Rousseau's und eine Ausgabe des „Roman de la Rose“, von dem nur drei Exemplare existieren, fand man in Paris in einem Paket, das ein bisher unbekannt geliebener Herr in einem Boulevardklub zurückgelassen hatte. —  
 — Vor einigen Jahren kaufte ein Pariser Notar auf den Rath eines Bilderhändlers, um einen Lotteriegewinn von 10 000 Fr. nutzbringend anzulegen, ein Bild von Corot für 3000, einen Rousseau für 2600 und einen Piem für 1800 Fr. Jetzt wurde sein Nachlaß versteigert. Das erste Bild erzielte dabei 53 000, das zweite 101 100, das dritte 20 000 Fr., alle drei zusammen, die 7400 Fr. gekostet hatten, also 174 100 Fr. —  
 — 85 Mann des Kürassier-Regiments in Tours erkrankten infolge des Genußes von Konservenfleisch, das über sechs Jahre alt war. —